Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **33 (1951)**

Heft 37

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 14. September 1951 | Erscheint jeden Freitag | 33. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Bettag 1951

El. St. Zur Zeit unseres eidgenössischen Bettages neigt das Erntejahr sich zu Ende, und unseren Altvorderen, für die das Natur-, Alltags- und Arbeitsleben noch mehr verwurzelt war in der Verbundenheit mit der göttlichen Vorsehung, war es ein Bedürfnis, von Staats- und Regierungswegen wenigstens einen Sonntag im Jahre offiziell als Dank-, Bet- und Fasttag einzusetzen. Der eidgenössische Bettag ist unser einziger vom Staate aus eingesetzter kirchlicher Feiertag, er wird deshalb von allen Konfessionen in gleicher Weise begangen und einigt in selterner Weise unser ganzes Volk zu Dankbarkeit und Besinnung vor dem Allmächtigen.

Es ist gut, dass uns an einem besonderen Tage unsere grosse Verpflichtung zum Dank gegen Gott besonders eindringlich zu Gemüte geführt wird. Denn w i e schön, wie reich, wie unversehrt unser Land ist, wie reich, geordnet, behütet wir darin leben und arbeiten dürfen, das mag auch dieses Jahr jedem so besonders deutlich zu Bewusstsein gekommen sein, den seine Ferien etwa in ein fremdes, vom Kriege heimgesuchtes Land geführt haben. Ordnung, Schönheit, Gepflegtheit und peinlichste Sauberkeit empfangen uns von der Grenze an, und es ist beinahe ein Gefühl des Bedrücktseins, des Erschreckens, das in uns aufsteigt im Gedanken an das, was wir anderswo gesehen und erlebt haben.

Und steigt an einem solchen Tage nicht, bewusster oder unbewusster die Frage in uns auf, w a r u m uns, gerade uns kleinem Land, inmitten eines fast total zerrütteten Europas eine solche Bewahrung zuteil wird? Und könnte es irgendwelche Schweizer geben, die mit ganz reinem Gewissen zu behaupten wagten, dass dies einfach dem Grunde unserer totalen Neutralität, unserem politisch klugen Verhalten während und zwischen zwei Weltkriegen zu verdanken sei? Müssen wir diese Bewahrung nicht im Gegenteil immer wieder als ein Wunder, als eine ganz besondere göttliche Gnade anerkennen, die uns nicht frech und sorglos, nicht üppig und anspruchsvoll machen sollte, sondern die uns tagtäglich vor eine moralische Verpflichtung stellt, derer wir uns nicht immer gewachsen zeigen.

Kein Volk Europas kann sich heute noch einen so hohen Lebensstandard, eine oft an grössten Luxus grenzende Lebensweise leisten, wie das Schweizer Volk. Wohl gibt es immer noch Kreise, grosse Kreise, die schwer um das tägliche Auskommen kämpfen müssen. Es sind zum Teil andere, von der hohen Arbeitskonjunktur nicht profitierende Kreise als früher, es gibt die Alten, die nicht mehr erwerben können, es gibt unsere Bergbevölkerung, für welche die Industriekonjunktur die mageren Berg-Aeckerlein nicht fetter und ertragsreicher, ihr Leben nicht sorgloser macht; es gibt Kantone und Gegenden ,die immer wieder, und dieses Jahr in nie dagewesenem Masse unter Wetterschäden gelitten haben — haben wir immer daran gedacht, jedes von uns, dass wir sein wollen «ein einig Volk von Brüdern?» Haben wir immer wieder mit offenem Herzen und offener Hand derer gedacht, die in Not waren, für die gesammelt wird und wurde: Des Roten Kreuzes, der Flüchtlinge, der Hard-core-Fälle, der Wettergeschädigten usw.?

Wir wissen es, wir können mit unseren oft bescheidenen Mitteln nicht aller Not, nicht überall helfen, nicht alle Sorge aus unserem Land vertreiben. Aber Gott verlangt ja nicht von uns, dass uns alles gelingt, was wir in seinem Auftrag in der Erfüllung einer wahrhaft christlichen Brüderlichkeit tun — er verlangt von uns nur, dass wir es t u n! Es ist derselbe Auftrag an uns wie derjenige im privaten und öffentlichen Leben, in der Familie und im Beruf so zu handeln, dass es seinen Geboten über Liebe, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Sauberkeit in allem Tun entspricht.

Es ist d e r grosse Auftrag, den er all denen gibt, die in den Behörden, dem Verwaltungen, den er der Kirche, der Schule, dem Staat, dem Militär, den Gerichten und allen Menschen, die für anderer Wohlergehen verantwortlich sind, gibt. Ein so grosser und heiliger Auftrag, der, wenn er im richtigen religiösen und vaterländischen Sinn ausgeführt würde, niemals zu Skandalen und Korruptionsgeschichten führen könnte, wie sie mehr und mehr auch in unserem kleinen, auf seine Sauberkeit so stolzen Lande leider immer wieder vorkommen.

Der Bettag ist ein Tag der Besinnung auch über das, was wir unserer Verfassung, unserer demokratischen Freiheit verdanken. Und wenn sie auch uns Frauen von einem integralen Recht der Demokratie ausschliesst, so sind wir doch im Besitze von grossen Freiheitsrechten, wie demjenigen der Religionsfreiheit, der Freiheit der Presse, der freien Rede, so dass auch wir Frauen, abgesehen von unserem mit aller Energie weiterzuführenden Kampf um unsere politischen Rechte Grund genug haben, unsere Demokratie zu lieben und nach besten Kräften uns gegen alle sie im innersten Kern bedrohenden Einflüsse bewahren zu helfen. Einer der gefährlichsten Einflüsse im Innern ist der bei uns noch stetig zunehmende Materialismus. Das materielle Niveau, auf dem der Grossteil der Schweizer lebt, hat eine solche Höhe erreicht, dass jede Krise, jeder Niedergang dieses Niveaus nur Unzufriedenheit auslösen kann und unser Volk den unheimlichen Kräften einer kommunistischen Revolution auszuliefern droht. Dort liegen die grossen Gefahren für die Zukunft, und deshalb ist die Einsicht in diese drohende Gefahr, ein Zurückgehen zu grösserer Einfachheit, grösserer Bedürfnislosigkeit grosser Kreise, die beste Versicherung gegen eventuelle wirtschaftliche Rückschläge, die für die Ideale unserer Demokratie verhängnisvoll werden könnten.

Der Bettag ist auch der eidgenössische Danktag, an dem das Volk dankbar der guten Ernte, der eingeheimsten Bodenfrüchte gedenkt. Denn wenn auch kaum in einem Jahr überall alle Hoffnungen des Landmannes erfüllt, alle Kulturen den erwünschten Ertrag ergeben können, so dürfen wir doch heute auf Ernten zurückschauen, die eine Katastrophe ausschliessen und unser tägliches Brot, zusammen mit den möglichen Einfuhren sicherstellen. In der französischen Schweiz heisst der Bettag «jour de jeûne», das heisst Fasttag. Ursprünglich war es so Sitte und ein ungeschriebenes Gesetz, dass dieser Tag durch eine möglichst einfache, möglichst fleischlose Nahrung gekennzeichnet sein sollte. Am Tag vorher wurden in der Romandie, auch im Bernbiet, Unmengen von Zwetschgenkuchen gebacken, die mit einer währschaften Kartoffelsuppe, Brot, Butter und Käse auch den Dienstboten zu Stadt und Land einen stillen Sonntag sicherten. Die Pferde blieben im Stall, das Bernerwägeli und das «Chaisli» ebenfalls in der Remise, und sehr übel wurde es angesehen, wenn etwa Freunde aus der Stadt einen wettermässig besonders schönen Bettag in einem ausgesprochenen Regenjahr zu einem Ausflug zu den Verwandten und Freunden auf dem Lande benutzten: «An einem Bettag tut man so etwas einfach nicht», sagten die Alten in der Familie, «da geht man schwarz gekleidet und hält sich still vor dem Herrgott».

Und heute? Ist der Autoverkehr auf den Strassen viel kleiner, der Betrieb in den Gaststätten viel ruhider als an anderen Sonntagen? Einzig, dass noch ziemlich allgemein ein Tanzverbot durchgeführt und für eine relative öffentliche Ruhe gesorgt wird! Ein Volk, das den Sinn für die Besinnung in der Stille so verliert, wie es bei uns der Fall ist, ist in seinem innersten Kern gefährdet, denn wie soll es die Gefahren, von denen es bedroht ist, erkennen können, wenn es jeden Anruf in dieser Richtung durch noch mehr Betrieb, noch mehr Lärm, noch mehr materielles Streben zu betäuben sucht.

Dr. R. Löhrer sagt in seiner Einleitung zu der von ihm herausgegebenen «Kleinen Sittenlehre» aus Ciceros Schriften «wohl noch nie schien die Würde der menschlichen Natur auf dem ganzen Erdenrund so gefährdet wie heute» und zitiert dann H. W. Rüssel: «Der Mensch ist gefährdet als freie Persönlichkeit durch die Herrschaft der Masse und der anonymen Mächte, er ist gefährdet in seiner individuellen Eigenart durch die immer weiter um sich greifende Nivellierung und Typisierung. Er ist gefährdet in seinem Selbstgefühl, weil trotz aller «sozialen» Daseinsordnung in ihm das Gefühl der Angst vor dem Ende dessen wächst, worum es sich überhaupt noch zu leben lohnt.»

Der moderne Mensch hat sicher weitgehend gerade diesen Begriff verloren, und will den Verlust dieses heiligen Gutes durch diese unheimliche Betriebsamkeit, die unsere Zeit so unheilvoll charakterisiert, ersetzen und sich selbst betäuben. Viele unter uns, welche die Situation erkennen, sind in Gefahr, den Glauben an einen geistigen Fortschritt an eine neue Evolution der Menschheit zu verlieren. Ihnen antwortet Albert S c h w e i t z e r, der grosse Menschen- und Seelenarzt: «Mit dem Mute der Verzweiflung müssen wir uns zu ihm (diesem Glauben) zwingen. Dies ist das Herumwerfen des Steuers, das uns gelingen muss, um unser Fahrzeug zu retten. Meiner Ansicht nach gibt es kein anderes Schicksal der Menschheit als dasjenige, das sie sich durch ihre Gesinnung selber bereitet.»

Wie wäre es, wenn der Bettag in recht vielen von uns den Willen wecken würde uns mit unter jene zu stellen, die nach ihren besten Kräften helfen wollen das Steuer herumzuwerfen, die, wenn sie selber wieder in der Ruhe den Frieden gefunden haben, den andern den Weg dazu weisen?

Bettagslied

O selig Volk, des Gott du bist,
Du Herr voll Macht und Treue,
Du, dessen Huld kein Loblied misst.
Die ewig endlos neue!
O selig Volk, das du ersehn
Zum Eigentum; du wirst bestehn
O Gott, durch deinen Segen!

Du hast aus aller Völker Reihen
Die Väter dir erwählet
Der Freiheit starke Hut zu sein,
Hast sie mit Mut beseelet,
Der für dies heilge Himmelsgut
In Not liess freudig Leib und Blut:
Du warst ihr Gott und Helfer!

Bewahr uns unserer Freiheit Gut!
Wir flehen ernst gebeuget.
Oft schwach und klein ist unser Mut,
Und manche Sünde zeuget:
Wir sind nicht wert der Huld und Gnad',
Wir gehn der Selbstsucht dunklen Pfad,
Die Seele liegt in Banden.

Du, grosser Gott, bedarfst uns nicht
Und segnest ohn' Ende.
Erheb auf uns dein Angesicht
Und stärk uns Herz und Hände!
Bleib unser Gott und lass uns dein
Und frei in Jesus Christus sein,
Du Bundesgott und Vater!

Heinrich Weber, 1821—1900

Ein vorbildliches Fürsorgewerk

Das Problem der körperlich und geistig behinderten Menschen — allein in der Schweiz mögen es zwischen 100 000 und 200 000 sein — ist sehr aktuell, sehr wichtig, aber recht schwierig zu lösen. Und doch muss den Bedauernswerten geholfen werden. Am einfachsten ist natürlich die Armenunterstützung, mit der ihnen jedoch nicht gedient ist. Denn es geht vor allem darum, den an einem Gebrechen Leidenden, aus menschlichen und wirtschaftlichen Ueberlegungen heraus, einen Platz im tätigen Leben zu sichern. Es müssen ihnen ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten entsprechende Arbeitsplätze und eine Beschäftigung, die ihr Leben auszufüllen vermag und ihnen ein Auskommen gestattet, gegeben werden.

Dieses Ziel hat sich die Arbeitsgemeinschaft Milchsuppe gesteckt, die dem Bürgerspital Basel angeschlossen ist. Sie ist als sozial-medizinisches Fürsorgewerk für körperlich und geistig Behinderte aus kleinen Anfängen und mit bescheidenen Mitteln aufgebaut worden. 1935 ergriff ein einziger Mann, der Direktor des Bürgerspitals, G. Moser, die Initiative und schuf mit anfänglich 14 Mann in einer Schulbaracke die Institution, die seither eine stetige und positive Entwicklung durchgemacht hat. Heute finden 120 Leute, darunter 13 Frauen, Arbeit, Verdienst und Unterkunft. 12 Hektaren Land werden angebaut — während des Krieges waren es doppelt so viel. Der landwirtschaftliche Betrieb umfasst u. a. 500 Schweine und 2000 Stück Geflügel, während die gewerbliche Abteilung 40 Leute beschäftigt. Die Milchsuppe ist ein in der Schweiz ein-

Die gute Ahne

Von Franziska Baumgarten

Ich habe gelesen — erwiderte sie darauf, dass Menschen, die sich nicht allein helfen können, keine Hilfe verdienen.

— Du bist eine blöde, beschränkte, egoistische Gans! — schrie darauf Bertha empört aus. Es gibt nichts Widerwärtigeres als eine reiche Frau.

Ja, so hat sich damals Bertha ausgedrückt, so hat sie sie genannt! — Sie, Henriette Schmid, sei eine blöde, beschränkte, eogistische Gans!

Trotzdem hat sie Bertha zweihundert Franken geben wollen, als einmalige Spende für ihren Schützling; aber Bertha hat das Geld glatt abgelehnt, und seit dieser Zeit ging ihre Freundschaft in die Brüche. Bertha bat sie, sie nicht mehr zu besuchen, sie wolle sich nicht aufregen, sie starb übrigens kurze Zeit darauf. Bei ihrem Begräbnis war weder ein Herr Meyer anwesend, noch konnte sie dessen Adresse in den von Bertha zurückgelassenen Papieren ermitteln lassen. Wie böse war sie den andern Menschen, die immer nur etwas von ihr verlangt haben! Sie spürte richtigen Hass gegen sie, da sie sie im Genuss ihrer Güter störten.

Das war damals. — Erst jetzt begreift sie, Henriette Schmid, dass sie wirklich nicht schön gehandelt hat. — Sie hätte sich zum Beispiel bereit erklären sollen, Berthas Schützling 5 Jahre lang zu unterstützen, das wäre schon etwas für ihn gewesen, und die Sechstausend Franken, tropfenweise ausgezahlt, hätten sie wirklich nicht belastet. Wer weiss, was nun mit diesem Mann geschah, vielleicht ist er zugrunde gegangen, nein, sicher ist er zugrunde gegangen und sie ist daran zweifellos schuld. Zu spät erkennt sie das jetzt, viel, viel zu spät. Ja, das Geld, der Besitz bedeutete für sie sicher mehr, als die Menschen.

Aber sind nicht alle so wie sie? Wer gibt schon viel und leicht? Derjenige nur, der wenig hat. Aber Menschen, die einen Besitz haben, die wissen ihn zu schätzen und trennen sich nicht gern von ihm. Jetzt sah sie, wie unrichtig dies war.

Merkwürdig, dass man eigentlich durch Erfahrung nicht klüger wird. Sie hat durch den Fall des Hans Christoph nichts zugelernt und zum zweiten Mal vor eine ähnliche Situation gestellt, hat sie wiederum versagt, wiederum hat sie keine richtige Einsicht in die wahre Situation gehabt. Wiederum kam die richtige Erfassung der Lage ... zu spät.

Nein, auch auf dem Sessel mochte sie nicht mehr ruhig bleiben, als würde sie auf Nadeln sitzen, sie drehte sich hin und her. Hans Christoph, Bertha ... der unbekannte Edle. Aber, aber ... plötzlich tauchte das Gesicht ihres Enkels Jürg vor ihr auf. Jürg, den sie heute an ihrer Geburtstagsfeier zum ersten Mal nach sechs Jahren wiedergesehen hatte.

Jürg — auch der wollte etwas von ihr, nichts alltägliches. Da kam er damals schon 32jährig und sagte:

— Oma, liebe, ich habe an dich eine grosse Bitte.

— Und dies ist?

— Ich möchte meinen Beruf wechseln.

— Du? Jetzt? In deinen Jahren?

— Jawohl. Der Vater hat mich zum Kaufmann bestimmt und mich auf die Handelshochschule gesandt. Nun weisst du ja, dass ich in meinem Beruf nur Pech hatte. Nichts gelang mir. Der Beruf ekelt mich geradezu. Kaufmann? Das heisst kaufen, möglichst billig; verkaufen, möglichst teuer! Den Leuten einreden, sie müssten mir alles umsonst lassen; den andern einreden, sie müssen alles zu teuersten Preisen erwerben. Kauf!, das heisst: nimm, nimm von mir. Eine andere Art Bettelei: gib mir Geld im Tausch für meine Ware. Pfui Teufel, das ist ein Beruf für unehrliche Naturen.

— Dein Grossvater, das heisst mein Mann, war ein Kaufmann, erwiderte sie streng, und er war einer der ehrlichsten Leute der Stadt.

— Mag sein, mag Grosspapa der ehrlichste Mann gewesen sein als Ausnahme, der die Regel bestätigt. Mir geht der Streit nicht um den Beruf als solchen, sondern darum, dass ich ihn nicht mehr ausüben möchte.

— Was willst du denn werden?

— Ingenieur!

— Jetzt Ingenieur studieren? In deinen Jahren? Wo hast du denn die Mittel dazu? Das ist kein billiges Studium auf unserer technischen Hochschule.

— Ich bin 32 Jahre alt, mit 36 werde ich fertig sein, ich habe dann etwa 25 bis 30 Lebensjahre vor mir um in einem Beruf zu arbeiten, der mir liegt. Warum soll ich dies nicht tun, sondern mich diese voraussichtlichen 25 bis 30 Jahre in einer mir widerlichen Betätigung abquälen? —

— Aber die Mittel dazu?

— Die sollst du, liebe Oma, übernehmen.

— Bist du verrückt? Es sind doch grosse Gelder hierfür notwendig. —

— Das Studium wird, da ich sehr bescheiden leben will, etwa 25 000.— Franken betragen.

— Und die soll i c h dir geben? Du hast ja keine Ahnung von meinen wirtschaftlichen Verhältnissen.

— Ich weiss, du hast nur eine stattliche Lebensrente, aber du hast wertvolle Sachen. Da, der Aubusson hier. Er hat einst 10 000.— Franken gekostet, wird wohl jetzt 15 000.— Franken wert sein. Gib ihn mir, das wird mir für die ersten zwei Jahre reichen, dann sehe ich weiter, dann wird sich auch Vater erweichen lassen.

Sie war sprachlos. Der Aubusson war ein Prachtstück der berühmtesten Tapisserie, ein Gelegenheitskauf, den ihr ihr Mann zur Silbernen Hochzeit geschenkt hatte. Sie war damals ausser sich vor Freude. Täglich sah sie es sich mit dem gleichen Entzücken an und nun soll sie ihn von der Wand herunterholen, sich von ihm trennen um dieser Caprice Jürgs genüge zu tun? Dafür nur die kahle Wand vor Augen zu haben? Nein, sie fühlte, das würde sie zu viel Ueberwindung kosten. Sie hing an ihren schönen Sachen, sie gehörten zur ihr, ihrem Wesen.

— Jürg, vielleicht ist dein Wunsch, Ingenieur zu werden nur eine Caprice? Wer garantiert mir dafür, dass es sich um eine echte Berufung handelt?

— Ich dachte, nur Kaufleute verlangten Garantien, erwiderte er frech.

— Jürg, das ist freilich zu viel verlangt. Dieses Andenken gebe ich dir in keinem Falle.

— Warum nicht? Grosspapa ist nicht mehr da, du bist, verzeih es mir, auch nicht mehr die Jüngste, man muss sich doch in deinem Alter von den Sachen lösen können ... was kann dir schon jetzt dieser Besitz bedeuten? —

— Du sprichst dummes Zeug, du Bengel, du! —

Sie fasste sich damals kaum vor wut. Dieses Ansinnen und diese Begründung dazu! Sich von geliebten Dingen trennen nur weil man alt wird? Eben, weil man doch nicht lange in seinem Genuss verbleiben werde, sollte man sich nicht von ihm trennen.

— Es ist aber so, liebe Oma, es ist tatsächlich so. Und sag' offen, ist dir lieber dieses Zeug da an der Wand als mein Glück?

— Dein Glück! Du hast dir da etwas in den Kopf gesetzt. In jedem Beruf findet man Genugtuung, wenn man nur mit gutem Willen an die Arbeit geht. Dir den Aubisson geben? Lächerlich, was du dir ausgedacht hast! Ich bitte dich ein für alle Mal,

zig dastehendes Werk. Sie ist keine Versorgungsanstalt, sondern eine Durchgangsstation, da eine grosse Anzahl der Insassen nach einiger Zeit ins normale Erwerbsleben übertreten kann. Ausserdem steht sie allen Arten von Behinderten offen und beruht auf absolut freiwilliger Basis — kein Mensch wird zwangsweise eingewiesen oder versorgt, jeder meldet sich freiwillig, und es steht ihm frei, wieder fortzugehen, wann es ihm passt. Sie ist dem grossen Betrieb des Basler Bürgerspitals angeschlossen, woraus sich eine gute Arbeitsteilung ergibt. So liefert das Spital der Milchsuppe zum Beispiel das Essen, die Medikamente, besorgt die Wäsche, während die Milchsuppe das Spital mit Gemüse, Obst Fleisch, Eiern, Geflügel, Teppichen, Stoff usw. versieht. Ein kleiner Hinweis: während des Krieges hatte das Bürgerspital Basel gleichviel Fleisch pro Woche (rund 600 Kilogramm) wie das viel grössere Kantonsspital Zürich im Monat, weil es sich aus der Milchsuppe mit Schweinefleisch verpflegen konnte. Ein paar weitere Zahlen, wahllos aneinandergereiht, mögen die grosse Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft belegen: die Produktion wurde von 3000 Franken im ersten Jahr auf 300 000 Franken im Jahre 1949 gesteigert; jeder Insasse bekommt ein Taschengeld von 2 Franken pro Tag, ob er nun voll oder nur teilweise arbeitsfähig ist; auf Ende 1949 standen der Milchsuppe 72 Betten zur Verfügung; das Kader besteht aus 4 Personen (Hausmutter, Obergärtner, Leiter der gewerblichen Abteilung, Sauhirt), die völlig frei arbeiten und verantwortlich für ihr Gebiet sind, (zum Vergleich kann man eine ähnliche Institution in Dänemark heranziehen, wo auf 100 Insassen 80 Personen Pflegepersonal kommen). Aus der sehr interessanten Betriebsrechnung sei herausgepflückt, dass in 15 Jahren ein Defizit von rund dreiviertel Millionen Franken gemacht wurde. Stellt man dieser Zahl aber die zwei Millionen Franken gegenüber, die der Kanton während der gleichen Zeit an Fürsorgekosten eingespart hat, so ergibt sich, dass die Milchsuppe — vom Kanton aus betrachtet — wirtschaftlich arbeitet. Auch fürsorgerisch sind gute Erfahrungen gemacht worden, obwohl das Zusammenleben von derart verschiedenen Menschen, geistig und körperlich Behinderten und moralisch Schwachen (Alkoholiker usw.) immer schwierig sein wird. Hervorzuheben ist noch, dass jeder Insasse selbständig arbeitet und dass keine Aufseher vorhanden sind.

Aus allen diesen Gründen ist es zu begrüssen, dass grosse Ausbaupläne bestehen, die teilweise schon dieses Jahr verwirklicht werden sollen. Darüber wird noch berichtet werden. Die Milchsuppe zeigt, dass es grundsätzlich möglich ist, das Behindertenproblem zu lösen, dass den Gebrechlichen und moralisch Schwachen ein Platz im Leben gegeben werden kann, den sie auszufüllen vermögen. Es ist nicht damit getan, wenn man diese Leute mit Geld unterstützt, ohne sich weiter um sie zu kümmern und ihnen eine Wiedereingliederung ins Berufsleben zu ermöglichen. Das ist auch das Anliegen des Gründers, Spitaldirektor G. Moser. Sein Grundsatz heisst: die Gesundheit eines Menschen ist dreiteilig: körperlich, geistig und sozial, und ein Mensch ist erst dann geheilt, wenn er wieder in Arbeit und Verdienst steht. G. Moser verdanken wir es, dass wir Gelegenheit hatten, die Milchsuppe gründlich zu besichtigen. Es herrschte unter allen Presevertretern eine seltene Einstimmigkeit, sie hielten mit Lob und Begeisterung nicht zurück, denn der Eindruck war grossartig. Mit bescheidenen Mitteln und auf einfacher Grundlage ist etwas Bleibendes, etwas Gutes geschaffen worden. D. V.

Obstsaftkonzentrate — eine wichtige Neuerung

Die in diesem Herbst in Aussicht stehende Ernte an Kernobst wird quantitativ die geringste sein seit zehn Jahren und auch qualitativ des Wetters wegen zu wünschen übrig lassen. Es werden nicht nur Produzenten, sondern auch Konsumenten sich in diese Lage schicken müssen.

Wohl ist mit einer Einfuhr zu rechnen, aber auch diese wird wegen geringen Ernten in den umliegenden Ländern spärlich sein. Anderseits wären Obstausfuhren aus der Schweiz sehr zu wünschen; denn unser Land, das relativ obstbaumreichste Europas, sollte auf dem Obstmarkt des Auslandes nie fehlen, um gute Absatzgebiete nicht zu verlieren.

In unserem Lande ist daher mit Obstmangel und hohen Obstpreisen zu rechnen. Der Brennerei sollte nichts zum Opfer fallen. Die Gärmostherstellung muss zu Gunsten der Süssmostbereitung eingeschränkt werden.

Viele, besonders kinderreiche Familien werden Mühe haben, einen eigenen Süssmostvorrat anzulegen, wie das in den letzten obstreichen Jahren der Fall war. Zum Glück haben wir eine sehr grosse Obstsaft-Reserve, aus der man auf allereinfachste Weise billigen und doch guten Süssmostersatz bereiten kann. In unseren gewerblichen Mostereien liegen 4350 Tonnen Birnensaftkonzentrat und 3650 Tonnen Apfelsaftkonzentrat, also total 8000 Tonnen oder 8 Millionen Kilogramm. Aus diesen kann man durch Verdünnen mit Wasser etwa 40 bis 50 Millionen Liter eines süssmostähnlichen Getränkes herstellen. Diese Konzentrate sind gewonnen durch Auspressen von Mostobst, Klären und Konzentrieren des Saftes im luftverdünnten Raum bei niedriger Temperatur, so dass ein Kochgeschmack ausgeschlossen ist. Der Liter eines solchen 35-36 Grad Bé-Konzentrates wiegt 1320 Gramm und enthält 850 Gramm Obstsubstanz, bestehend aus Früchtezucker, Fruchtsäuren, Mineralstoffen und andern löslichen Bestandteilen. Diese Konzentrate sind durch den hohen Gehalt geschützt gegen Angriffe durch Schimmelpilze und Bakterien, können aber in der Wärme eine leichte Gärung erfahren, die bei der Lagerung im kühlen Keller jedoch unterbleibt.

Aus diesen Konzentraten stellt man durch Verdünnen mit der 4- bis 6fachen Menge Wasser für den unmittelbaren oder täglichen Gebrauch süssmostähnliche Getränke her, die sehr billig, durststillend, auch gesundheitsfördernd und der beste Ersatz für Süssmost sind. Sie übertreffen an Billigkeit, Natürlichkeit und guter Wirkung alle Kunstgetränke wie Coca-Cola, Vivi-Kola und dergleichen mehr.

Sehr vorteilhaft ist es, das Konzentrat zum Süssen von Linden- oder Pfefferminz- oder Schwarztee zu verwenden, was speziell auch Anstalten empfohlen sei. Man hat in einer solchen Mischung die angenehme Wirkung des Blätterextraktes mit dem Fruchtsaft. Wer ein mehr saures Getränk wünscht, wähle das etwas teurere Apfelkonzentrat; wer das süssere vorzieht, besonders für Kinder, greife zum billigeren Birnenkonzentrat.

Diese Konzentrate sind zurzeit in den meisten Lebensmittelgeschäften noch nicht erhältlich, können aber am besten harassweise in Literflaschen oder für Anstalten und Grossbetriebe in 25 Liter-Ballons zu Preisen von ca. Fr. 1.20 bis 1.50 für Birnen- und ca. Fr. 1.50 bis Fr. 2.— per kg für Apfelkonzentrate von Mostereien direkt bezogen und dann im Keller beliebig gelagert werden.

Neben diesen als Getränk zu verwendenden 35-36 Grad Bé-Konzentraten gibt es noch solche von 42-43 Grad Bé, die zähflüssig und als Brotaufstrich geeignet sind. Die Nachfrage nach diesem Produkt war bis jetzt gering, weil man noch sehr grosse Mengen des ausgezeichneten Traubensaftkonzentrates «Raisinel» besitzt, das der Bund verbilligt abgibt.

Es sei betont, dass die Obstsaftkonzentratherstellung eine volkswirtschaftlich und volksgesundheitlich grosse Bedeutung hat. Bisher wurden in Grossernten Kernobstüberschüsse weitgehend durch Brennen zu Schnaps auf die bequemste Weise beseitigt. Dieser wird entweder im Bauernhaus zurückbehalten und richtet dort viel Unheil an oder er wird nach dem Alkoholgesetz dem Bund übergeben. Die Alkoholverwaltung musste im letzten Jahr über 10 Millionen Liter Schnaps übernehmen und verlor dadurch viele Millionen Franken.

Die geringe Ernte 1951 sollte Veranlassung geben, dass in der Verwertung des Obstsaftkonzentrates, das auch den Bund mit Risiko-Garantie belastet, ein guter Ruck vorwärst geht. Eine solche Verwertung des Konzentrates wäre auch für die Zukunft eine Waffe im Kampf gegen die unheilbringende Obstbrennerei und eine Hilfe in der einfachen Beschaffung eines guten, billigen, natürlichen Hausgetränkes, wie der Unterzeichnete im eigenen Haushalt und in der Belieferung von internationalen Jugendlagern probeweise erfahren konnte.

Obstsaftkonzentrat wird so ein Helfer im Ausgleich grosser Ernteunterschiede und ein Bahnbrecher in guter Mostobstversorgung.

Dr. med. Ad. Hartmann

Spanischer Melonenmarkt

Die Märkte tragen in Spanien viel zu der bunt schillernden und lauten Atmosphäre bei, die in jeder Stadt, in jedem Dorf bis spät in die Nacht hinein herrscht. Der Händler, der einen guten Artikel anzubieten hat, macht dabei gar kein schlechtes Geschäft. Die spanische Hausfrau kauft die Früchte und Gemüse lieber an einem improvisierten Marktstand in einer schattigen Avenida als in einem von dumpfer, glutvoller Luft erfüllten Laden. Der spanische Hochsommertag ist heiss, so heiss, dass nicht nur die Fremden, sondern auch die einheimischen Bewohner nach Abkühlungen verschiedener Art suchen.

Zu den beliebtesten «innerlichen» Abkühlungen zählt eine duftend frische Melone. Und ihrer gibt es in Spanien ja haufenweise zu kaufen. Gerade der Melonenmarkt ist eine typisch spanische Angelegenheit, die an Originalität noch nichts eingebüsst hat. Aus der Nähe betrachtet, wirkt der Melonenmarkt noch eigentümlicher. An irgend einem gut begangenen Platz einer Strasse lässt sich so ein Melonenbäuerlein nieder. Grosse Berge grüner und gelber Melonen türmen sich am Strassenrand auf. Dazwischen finden sich Reste eines Hausrates. Neben einem alten Kochherd, liegt eine rostige Pfanne, hinter einem weiteren Melonenhügel steht ein wackeliger Liegestuhl und nebendran befindet sich so etwas wie eine ausgediente Matratze.

Erst nachts sieht man, dass der Melonenmarkt bewohnt ist, dass der Bauer mit seiner ganzen Familie sich hier am Strassenrand inmitten des saftigen Kaufgutes niedergelassen hat. Offensichtlich findet es die Familie ganz bequem, in der freien Sommerfrische zinslos unter einem dürftigen Dach aus Jute zu hausen. Dabei gibt das Jutedach nicht einmal Schutz gegen einen allfälligen Platzregen oder die Blicke von neugierigen Nachbarn. Es reicht höchstens dazu, den Sonnenglast einigermassen abzuschirmen. Diese Spanier haben allerdings ihre guten Gründe, die es verständlich machen, dass sie mit ihrem Hausrat zusammen zu Markte ziehen.

Zu Beginn des Sommers zieht der Melonenbauer mit einem Teil seiner Ernte in die Stadt. Unter einem dürftigen Jutezelt schichtet er seine Früchte auf. Sein Verkaufsstand ist somit bereit. Dem aber nicht so eifrigen Spanier würde es Mühe und Arbeit bereiten, die Melonen jeden Abend wieder auf das Eselsgespann zu laden und heimzuführen. Dies kann er sich ersparen. Er findet es deshalb am gescheitesten, sein Bett gleich für einige Monate, solange der Markt dauert, neben den Melonen aufzuschlagen. Ueber die Nacht liegen lassen, kann der Bauer die Früchte keinesfalls. Durstige Seelen würden ihrer allzu schnell habhaft, ohne dass aber der Geldbeutel des Melonenbäuerleins fetter geworden wäre. So finden wir denn den Melonenmarkt auch mitten in der Nacht noch erleuchtet, während die Familie schläft, hält der Mann Ausschau nach späten Kunden.

«Dos Pesetas, Senorita...!» «Gracias!» Und es zählt zu unseren schönsten spanischen Erinnerungen, wie wir die saftige Melone, auf dem Trottoirrand der Avenida sitzend, in einer duftschweren spanischen Sommernacht genossen haben. A. Z.

DITZLER
CONFITÜREN
... für jeden Gaumen!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Politisches und anderes

In San Francisco

unterzeichneten 49 der 52 Delegierten den Friedensvertrag mit Japan. Die Russen, Polen und Tschechoslowaken blieben der feierlichen Zeremonie fern. Am Nachmittag unterzeichneten Acheson und Yoshida das zweiseitige amerikanisch-japanische Sicherheitsabkommen, welches vielleicht das wichtigste Glied in dem im Entstehen begriffenen Sicherheitssystem im Pazifik ist.

In Frankreich

hat die Nationalversammlung am Montag nach endlosen Redeschlachten die erste Lesung der Lex Barangé abgeschlossen und die gesamte Vorlage angenommen, die eine Subvention an die Privatschulen im bescheidenen Betrag von jährlich 3000 Francs pro Zögling einführt, und von den Linksparteien als Reverenz vor Rom leidenschaftlich bekämpft worden ist.

In Berlin

verschärft sich die durch die willkürliche Einführung von Abgabezöllen durch die Russen bedingte Spannung. Die Amerikaner warten zu, und der Bürgermeister eines Stadtteils hat kurzerhand und auf eigene Faust dasselbe Verfahren gegen die Russen angefangen, was aber vom Senat rasch abgestoppt wurde als ungebührliches Vorgehen des Betreffenden, das übrigens ernste Folgen hätte haben können.

In Deutschland

hat sich unter der Führung von rund 50 ehemaligen Generälen ein «Verband deutscher Soldaten» gegründet, dessen Ziel der Kampf für Recht und Freiheit aller noch unter fremdem Gewahrsam befindlichen Deutschen ist, und die Einschaltung in die Frage eines deutschen Verteidigungsbeitrages. Erfreulich ist ferner, dass dieser militärische Verband sich überparteilich hinter den Aufbau und den Bestand der demokratischen Bundespolitik stellt.

In Teheran

geht es hin und her, und Mossadeq, der sich sehr krank fühlt gelingt es nicht, das Quorum in der Kammer zu erhalten für sein Ultimatum an die Briten.

Der Bundesrat

wird den Räten einen Beschluss vorlegen, nach welchem dem Bundespersonal Teuerungszulagen in der Höhe von 27 Millionen, d. h. 2 Prozent vom Normallohn ausgerichtet werden sollen.

Die ständerätliche Kommission

welche zur Prüfung des bundesrätlichen Berichtes in Villars sur Ollon tagte, beschloss nach Anhörung einer Delegation des Verbandes für Frauenstimmrecht einstimmig vom Bericht des Bundesrates in zustimmendem Sinn Kenntnis zu nehmen. Ebenso wurde die Motion des Nationalrates, durch die Veranstaltung einer Volksabstimmung dem Stimmvolk Gelegenheit zu geben, zu einer diesbezüglichen Verfassungsänderung Stellung zu nehmen, mit Mehrheit angenommen.

Die Personalkonferenz

des Schweiz. Verband Volksdienst und Soldatenstuben tagte vom 3. bis 8. September auf dem Bürgenstock und vereinigte zirka 200 Leiterinnen und Mitarbeiter zu einer Woche intensiver und anregender Arbeit. Ein ausführlicher Bericht darüber folgt in der nächsten Nummer.

Das Trachtenfest in Luzern

am 8. und 9. September nahm einen grossartigen Verlauf bei gutem Wetter und ungeheurer Beteiligung. Es war eine imposante Schau nicht nur der vielfältigen Trachten, sondern auch alter ehrwürdiger Bräuche und Sitten unserer Heimat, die von vielen Gruppen dargestellt worden sind.

50 Jahre Schweiz. Verband Evangelischer Frauenhilfe

Dieser Verband durfte in Glarus dieses Fest begehen und eine dankbare Schau über sein segensreiches Wirken halten.

El. St.

BAHNHOFBUFFET
Inh. Simmi Berg
Zürich

mich mit derartigen Vorschlägen nicht mehr zu belästigen.

Jürg ging unverrichteter Sache weg. Vor dem Abschied meinte er noch boshaft:

— Dein Herz ist ein Stein, liebe Ahne — nach aussen ist es schön bemalt, mit Wohltätigkeitsfarbe; aber in deinem Inneren herrscht nur die Besitzgier.

Sie fühlte sich sehr beleidigt und wollte nichts mehr von ihm hören. Er hatte dann wieder Pech, kaum rettete ihn der Vater vor dem Bankrott. Dann traf er ein gleichaltriges Mädchen, Tochter eines Grosskaufmanns. Heiratete in dessen Geschäft ein. Die Trauung vollzog sich in strengster Intimität nach der modernen Art. Sie, die alte Oma, war nicht dabei. — Jetzt erst, nach 6 Jahren, wo er Vater von zwei Buben war, kam er zu ihrem 80. Geburtstag und stellte ihr seine Frau vor. «Die hat ihn fest in der Hand», dachte sie sich, er wird streng gehalten. Das ist gut, nun gerät er nicht auf Abwege.

Aber, wie hat er sich verändert! Sein Gesicht schmal geworden und eingefallen, ein gequälter Zug um den Mund. Fort waren von ihm alle Fröhlichkeit und Jugendlichkeit. Er war sehr, sehr gealtert. So sehen glückliche Menschen nicht aus.

Das Herz krampfte sich ihr zusammen, als er ihr die Hand küsste und viele schöne Jahre verdienter Ruhe wünschte. Sonst sprach er kein Wort mehr mit ihr, sass neben seiner Frau wie angeheftet. Nein, Jürg war kein glücklicher Mensch geworden.

Und sie sah ihn jetzt vor sich; wie war er in Zürich vergnügt als Student herumgelaufen, eine zweite Jugend auf der Schulbank erlebend! O Gott, o Gott, dieser so traurige Blick, dieser zusammengekniffene Mund. Wird das immer bei ihm so bleiben? — Immer, sagte ihr eine innere Stimme: — das kann ja jetzt nicht mehr besser werden, als Mann und Familienvater, der sich den 40 nähert.

Mit einem Ruck sprang sie aus dem Sessel. — Sie ging ins Nebenzimmer, wo der Aubisson hing. Sie brauchte keine Angst zu haben, die Magd zu wekken, sie war schwerhörig. Sie schaltete die Beleuchtung ein und stellte sich vor die Tapisserie.

Dieses Stück Gewebe bedeutete Jürgs Glück! Es blieb ihr erhalten und begrub Jürg. Der Teppich bereitete ihr keine Freude mehr, aber Jürgs bekümmertes Gesicht geht ihr ans Herz. — Freu dich dieses strahlenden Stückes Tuchs und der düsteren Augen Jürgs!» spottete sie selbst über sich. Und jetzt war es zu spät, viel zu spät, das Versäumte gutzumachen. Zu spät, sie war die Mörderin von Jürgs Glück. Das hat sie jetzt, als alles unwiderruflich vorbei ist, mit aller Deutlichkeit erkannt.

Wieder, wie so viele Male in ihrem Leben hatte sie versagt. Immer mehr an sich als an die andern gedacht. Wie freute es sie seinerzeit, dass sie den Ring, die Kette, den Teppich und so viele andere Dinge vor der Habsucht anderer gerettet hatte! Immer hatte sie Ausreden, um nicht zu geben. Immer und immer fand sie logische Gründe, um abzuweisen — es scheint aber, dass man dem Leben mit Logik allein nicht beikommen kann. Nach der Affaire mit Bertha hatte sie sich gelobt, anders zu handeln und doch, trotz allen gemachten Erfahrungen blieb sie unbelehrbar. Die Ahne, die «Gute» genannt; für die der Besitz und eigene Bequemlichkeit wichtiger waren, als fremdes Lebensglück.

Nein, sie war nicht gut, trotzdem die Verwandten ihr Vorgehen immer billigten — mit Hanschristoph, mit Bertha und Jürg besonders. Sie war nicht einmal klug. Eine beschränkte, egoistische Gans, wie sie einst Bertha genannt hatte.

Ach, wie das alles jetzt weh tat! Wie wäre es schön gewesen, wenn am heutigen Tage Hans Christoph, Bertha und ein fröhlicher Jürg um sie gewesen wären! Jetzt spürte sie, wie schmerzlich sie dies alles entbehrt hat. Der Aubusson der an der Wand hing — der im Preis teure Gegenstand dort, der hatte auf ihre Freude keinen Einfluss, der verehrte sie nicht. Stumm hing er da und unweit von ihm sass vor ein paar Stunden der traurige Jürg.

Sie schaute und schaute herauf und eine ungewöhnliche Erregung packte sie. Ein Ekel vor diesem schönen Stück. Als müsste sie erbrechen. Wie leblos, fremd erschien er ihr. Ein Hass auf diesen Wandteppich, ein solcher Hass, dass sie ihn herunterreissen, herunterzerren möchte, wenn sie es könnte. Aber sie wusste dies gelang ihr nicht; ihre Kräfte reichten dazu nicht aus. Doch der Zerstörungswille wuchs, wurde immer grösser und stärker, alles überbordend — nein, sie konnte nicht mehr ruhig bleiben.

Hastig ging sie in ihr Schlafzimmer zurück, öffnete die in einer Schublade kleine Kassette. Dort in Seidenpapier verpackt lag ein kleines Federmesser mit goldenem Beschlag, ein Reiseandenken ihres Mannes.

Hatte sie nicht eine kleine Enkelin gebeten: Oma, gib es mir, es glänzt so schön, ist so niedlich!, aber sie gab dem Kinde 5 Franken, sie möchte sich eines aus Perlmutter kaufen. Ja, alles, alles hat man immer von ihr verlangt! —

Und nun nahm sie das Messerchen, sie wusste die Klinge war sehr, sehr scharf. Rasch näherte sie sich dem Aubusson — von unten nach oben, von oben nach unten, quer von links nach rechts, von rechts nach links, in allen möglichen Diagonalen fuhr die Klinge über die kostbare Tapisserie, und bald hingen nur schmale Streifen und Fetzen herunter.

Wohin mit dem Messerchen? Wie ein Mörder, der die Waffe seines Mordes verstecken will, dachte sie daran, es zu vernichten.

In die Toilette damit? Die wird verstopft werden und es wird gefunden. In den Misteimer? Man wird es beim Leeren sofort entdecken. Wie die Augen eines gierigen Tieres, das nach Beute ausschaut, gingen ihre Augen von einem Gegenstand des Zimmers auf den andern. Keine Oefen, da, weil Zentralheizung, also verbrennen unmöglich. Aus dem Fenster herauswerfen? Man findet es dann auf der Strasse, der ehrliche Finder kann den Fund in einer Tageszeitung anmelden. Da, ein glücklicher Gedanke!

Sie kam an den grossen Philodendron heran, heutiges Geschenk einer Verwandten, machte in die Erde des Topfes mit dem Messer ein Loch, vergrub darin das Messerchen, glättet die Erde — man sah keine Spur darauf!

Dann schaltete sie das Licht aus, ging zurück in den Sessel, faltete krampfhaft die Hände zusammen und legte den Kopf auf das weiche Polster.

So fand sie, am nächsten Morgen, die treue Magd leblos und lief schreiend zu der Nachbarin. Man telefonierte nach den Verwandten und dem Arzt.

— Die alte Dame habe sich an der Feier zu sehr aufgeregt. Es war zuviel für sie — erklärte der Arzt.

Als man aber im Nebenzimmer den zerstörten Aubusson sah, war des Rätselratens kein Ende. Wer konnte es gemacht haben? Die Ahne war viel zu schwach um das auszuführen, dabei befand sich neben ihr kein Gegenstand, mit dem sie dies ausführen konnte. Keine Schere, kein Messer, überhaupt kein scharfer Gegenstand.

— Man muss sofort die Polizei benachrichtigen, — sagte einer der herbeigeeilten Schwiegersöhne. — Das ist ein wahrer Vandalismus, ein sadistischer Verbrecher hat es getan. — Er nahm die kläglich herunterhängenden Fetzen in die Hand und betrachtete sie mit Empörung.

— Nur nicht die Polizei rufen, — rief ein Grossneffe aus, ein junger Psychoanalytiker, der in Wien Psychiatrie studierte. Die Sache sieht mir verdammt

Warum feiern wir den eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag?

(Entstehung und Bedeutung dieses Tages)

Der dritte Septembersonntag, an welchem das ganze Schweizervolk den Dank-, Buss- und Bettag gemeinsam feiert, ist wie kaum ein anderer festlicher Tag so sehr dazu angetan, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken. Denn dieser Tag möchte uns immer wieder daran erinnern, dass wir alle gleichsam eine grosse Familie bilden, die Glück und Unglück der einzelnen Mitglieder zu teilen hat. Und just die heutige Zeit mahnt jeden einzelnen von uns zu innerer Einkehr. Wir wollen am Bettag Gott dafür danken, dass er bis auf unsere Tage das liebe Schweizervolk vor Krieg und anderem Unglück gnädig bewahrt hat und, hoffen wir es, weiterhin bewahren wird! — —

Nicht nur in der Schweiz, sondern in verschiedenen Ländern unseres Erdteils kennt man Buss- und Bettage, die von den Landesobrigkeiten in Kriegs- oder Pestzeiten als Sühneopfer angeordnet wurden. In der Schweiz dürfte zu Ende des 15. Jahrhunderts der erste Vorstoss zu einem eidgenössischen Buss- und Danktag unternommen worden sein, indem im Jahre 1483 nach dem Siege von Grandson die Tagsatzung zu Luzern einen besonderen Tag bezeichnete, an dem Gott gedankt werden sollte für den verliehenen Sieg über den kühnen Burgunder-Herzog. Aber alle diese Veranstaltungen blieben mehr Sache der einzelnen Orte. In Zürich waren von altersher zahlreiche jährliche Bittgänge am Gnadenorte üblich. In den Jahren 1480 und 1481 veranstalteten die Behörden von Bern ausserordentliche kirchliche Feiern mit Bussprediget und verschärfter Sittenpolizei. Auch später wurden diese Busstage von den Obrigkeiten mit Rücksicht auf ausserordentliche Zeitereignisse angeordnet. In Basel führte man im Jahre 1541 wegen der Pestseuche monatliche Busstage ein. Bern vermehrte während der Pestzeit des Jahres 1565 die gottesdienstlichen Feiern und bestimmte unter anderem im Jahre 1577 den Donnerstag als wöchentlich zu begehenden Bettag. Zürich bestimmte im Teuerungsjahr 1571 den Dienstag als wöchentlichen Bettag. Sodann gaben im 17. Jahrhundert der Dreissigjährige Krieg, die verschiedenen Pestjahre und Naturkatastrophen Anlass zu ausserordentlichen Bettagen. Im Jahre 1572 fand der erste gemeinsame Bettag der reformierten Kantone statt. Erst im Jahre 1639 aber beschloss die Tagsatzung die Einführung eines alljährlich zu begehenden Bettages, der dann gewöhnlich in der zweiten Jahreshälfte begangen wurde. Die katholischen Stände beschlossen Anno 1643 die Abhaltung von Andachten im Hinblick auf die ausserordentlichen Zeitläufe. Im 17. Jahrhundert erhoben die reformierten Kirchgemeinden an den Bettagen Kollekten zugunsten auswärtiger, bedrängter Glaubensgenossen. Nach und nach bürgerte sich der Brauch ein, dass die Obrigkeiten sogenannte Bettagsproklamationen erliessen, die gedruckt wurden. Im Jahre 1796 beschloss die Tagsatzung in Frauenfeld die Einführung eines allgemeinen eidgenössischen Bettages für die reformierten und katholischen Kantone; er wurde zum ersten Mal am 8. September 1796 gefeiert. Dieser schöne Brauch vermochte sich während der Mediations- und Restaurationszeit zu halten. Nach vieler Mühe, einen beiden Konfessionen passenden Tag zu finden, beschloss auf Antrag des Kantons Aargau die Tagsatzung am 1. August 1832, es sei der dritte Sonntag im September in allen Kantonen als Bettag zu feiern. Dieser Beschluss ist bis auf unsere Tage in Kraft geblieben. Die weltlichen und kirchlichen Behörden erliessen im Laufe der Zeiten Bettagsproklamationen, die in den Kirchen entweder am Bettag oder am vorangehenden Sonntag verlesen werden mussten. Der Zürcher Dichter Gottfried Keller (als Staatsschreiber des Kantons Zürich) verfasste fünf solche Proklamationen seines Kantons. Die reformierten Kirchenbehörden setzten den eidgenössischen Bettag als sogenannten Kommunionssonntag ein, das heisst das Heilige Abendmahl wurde am Bettag und am vorhergehenden Sonntag in allen reformierten Kirchen der Schweiz ausgeteilt. Bis heute hat der eidgenössische Bettag seinen Ehrenplatz als religiös-patriotischer Festtag behauptet, und in reformierten Gegenden ist selten eine Kirche zu finden, die an diesem Tage nicht bis auf den letzten Platz besetzt wäre. Leider wird in neuerer Zeit dieser ehrwürdige kirchliche Feiertag immer mehr als Ausflugstag benützt, und büsst dadurch einen Teil seines ernsten Charakters ein. Mögen wir den Bettag wieder zu dem erheben, was er sein möchte: als gemeinsamen eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag aller vaterländisch gesinnten Kreise des Schweizer Volkes.

Adolf Däster, Aarau

Eine Probeabstimmung über das Frauenstimmrecht

Schon lange wird in der Presse und in Diskussionen die Frage erörtert, ob nicht eine Abstimmung unter den Frauen darüber Klarheit schaffen könnte, wieviele Schweizerinnen das Stimmrecht wünschen. Der verstorbene, hochgeachtete Chefredaktor der Basler Nachrichten, Dr. Albert Oeri, trat als Freund des Frauenstimmrechts seiner Zeit sehr entschieden für eine solche Probeabstimmung ein.

Im Kreise der Frauenbewegung war man zuerst über ihre Wünschbarkeit geteilter Meinung; aber immer deutlicher hat sich die Ansicht herausgebildet, dass eine derartige Abstimmung ein ausgezeichnetes Mittel wäre, die Frauen — auch die unentschiedenen oder lauen unter ihnen — aus ihrer Reserve herauszulocken und zur Stellungnahme zu veranlassen. Bis heute scheuen aber die Behörden in ihrer Mehrheit die grosse Arbeit und die hohen Kosten einer Probeabstimmung.

Nun hat der Verband Schweiz. Konsumvereine (V. S. K.) seine Absicht bekanntgegeben, zwischen dem 10. und 16. Oktober eine solche Abstimmung durchzuführen. Dadurch werden allerdings nicht alle volljährigen Schweizer Frauen erreicht, sondern nur diejenigen, die einer Genossenschafterfamilie angehören. Immerhin besteht die Möglichkeit, dass Frauen, die regelmässig Kundinnen der Konsumläden sind, sich aber nicht als Mitglieder haben einschreiben lassen, an der Abstimmung teilnehmen dürfen.

Das Organ des V. S. K. (Genossenschaft, Coopération, La Cooperazione) gelangt in 550 000 Haushaltungen. In diese alle wird es anfangs Oktober einen Stimmzettel tragen, auf dem ein volljähriges weibliches Familienmitglied seine Zustimmung oder Ablehnung mit Bezug auf das Frauenstimmrecht bekunden kann. Sind in einem Haushalt mehrere Frauen über 20 Jahre, so können solche an einer bestimmten Stelle weitere Stimmzettel beziehen. Die lokalen Konsumvereine organisieren die Abstimmung nach Gutdünken; sie bestimmen Tag und Stunde, da die Stimmzettel in den Läden in die Urne gelegt werden können. Werden auch längst nicht alle event. stimmberechtigten Schweizerinnen erreicht, so doch ein grosser Teil von ihnen. Es gibt wohl keine andere private Organisation in der Schweiz, die mit einem Minimum von Aufwand an eine solch grosse Zahl von Frauen gelangen könnte wie der V. S. K.

An uns Frauen ist es nun, dafür zu werben, dass soviele der Abstimmungsberechtigten wie nur möglich zur Urne gehen. «Die Schweizer Frauen wollen das Stimmrecht nicht», sagt man nicht nur bei uns, sondern ruft es auch ins Ausland. Niemand kann es zwar beweisen, niemand aber auch das Gegenteil, so lange keine Unterlagen vorhanden sind. Je mehr Frauen Mitte Oktober zur Urne gehen, desto eher lässt sich abschätzen, was nun eigentlich stimmt. Das ist der Sinn der Abstimmung. Sie kann weder das Frauenstimmrecht einführen, noch seine Einführung verhindern; aber sie wird den Frauenstimmrechtsfreunden Hinweise geben für ihre Weiterarbeit. Vielleicht auch den Gegnerinnen, wer weiss? Soviel uns bekannt ist, haben die organisierten Gegnerinnen es abgelehnt, sich bei den Vorarbeiten zu dieser Abstimmung zu beteiligen. Wir Frauenstimmrechtsfreunde machen mit; wir möchten uns soviel Klarheit verschaffen wie nur immer möglich. Wir freuen uns über Leben und Bewegung, die durch die Probeabstimmung in unsere Reihen kommen, und wir sind dem V. S. K. dafür dankbar, dass er es auch mit Leben und Bewegung hält.

G.G.

„Das Beste?"
nein!!-
Nur Pic-Fein!

Braucht die zukünftige Lehrerin hauswirtschaftliche Kenntnisse?

Diese Frage wird im Aargauer Parlament — also von Männern — beantwortet werden. Wenn die Nächstbeteiligten, die Lehrerinnen, ihr Wort in die Waagschale werfen könnten, so würde sie kräftig bejaht! Hat sich doch in seiner letzten Generalversammlung der Verein Aargauischer Lehrerinnen mit allen gegen zwei Stimmen für die Aufnahme hauswirtschaftlicher Fächer in den Lehrplan des Lehrerinnenseminars ausgesprochen. Was sagen nun Aargauer Hausfrauen dazu?

Als sich vor hundert und mehr Jahren zum erstenmal Frauen zusammenschlossen zu gemeinnütizger Arbeit, da war eines ihrer Hauptziele die bessere Ausbildung der Töchter sowohl in beruflicher als auch in hauswirtschaftlicher Richtung. Im Aargau hat das neue Schulgesetz endlich den alten Wunsch der Frauen nach der obligatorischen Haushaltungsschule erfüllt. Nun können im achten Schuljahr alle Schülerinnen einen ersten hauswirtschaftlichen Unterricht erhalten, der dann in der Fortbildungsschule für die 15- bis 18jährigen erweitert und vertieft wird. Von diesem so wichtigen Unterricht sind aber alle Mädchen ausgeschlossen, die eine höhere Schule besuchen, also auch die Seminaristinnen. Offenbar wollte man die Schülerinnen vor einer Ueberbürdung schützen. Aber heute, da die Ausbildung der Lehrer und Lehrerinnen um ein Jahr verlängert wird, sollte für den hauswirtschaftlichen Unterricht der Seminaristinnen Platz gefunden werden! Eingebettet in den Stundenplan der anstrengenden wissenschaftlichen und sportlichen Fächer wird er nicht nur eine sehr erwünschte Abwechslung bringen, sondern er spricht an sich fast jede Schülerin an, appelliert er doch an die ausgesprochen weiblichen Neigungen zum Kochen und andern häuslichen Tätigkeiten. Wo diese Neigungen nicht bestehen, gilt es umso mehr, sie zu wecken; denn jede Frau, ob sie einmal heiratet oder nicht, ob sie eine Küche führt oder nicht, sollte imstande sein, sich jederzeit in einem Haushalt zu betätigen. Davon nehmen wir die ausgesprochen intellektuellen Frauen nicht aus! Ganz besonders haben es die zukünftigen Lehrerinnen nötig, sich mangelnde praktische Fähigkeiten zu erwerben, nicht etwa nur zum eigenen Gebrauch, sondern in einem weiteren Interesse. Denn der Erzieherinnenberuf kommt nicht in seinem ganzen Wert zur Auswirkung, wenn er beschränkt bleibt auf die vier Wände des Schulzimmers!

Die Arbeit am Kind und für das Kind führt, wo sie recht verstanden wird, wie kaum eine andere ins Leben hinein zu den Müttern der Kinder, ins häusliche Milieu mit seinen besonderen Problemen. Die Lehrerin muss merken können, wo sie der «Schuh drückt», sie muss reden können mit den Müttern, und diese werden ihr umso näher kommen, je mehr sie erkennen, dass die Lehrerin Bescheid weiss auch über ihre häuslichen Fragen, Freuden und Bedrängnisse.

Solche Lehrerinnen werden von uns Frauen für «voll» genommen. Das ist besonders auf dem Land der Fall, wo man sowieso geneigt ist, intellektuelle Fähigkeiten gering zu schätzen, sofern sie nicht verbunden sind mit der Umgänglichkeit eines praktischen Verstandes. Wo diese Verbundenheit aber besteht, da bestehen auch Brücken von Frau zu Frau, man versteht sich und respektiert einander!

Wenn die Hausfrau sich an Uebung im Kochen der Lehrerin weit überlegen weiss, so spürt sie doch, dass diese dafür gelernt hat, tiefer in die Zusammenhänge zwischen Haushalt und Volkswirtschaft, Ernährung und Gesundheit hinein zu sehen und sie begreift dann, dass es beide Teile nur fördern kann, wenn sie sich aussprechen können über praktische Erfahrungen und neue Erkenntnisse der Ernährungslehre.

Ist es nicht merkwürdig, dass Männer, denen im allgemeinen doch sehr viel daran liegt, dass die Frauen ihr eigenstes Gebiet des Haushaltens gut beherrschen, gerade bei den Lehrerinnen eine Ausnahme machen wollen? Als ob man nicht im Gegenteil alles tun müsste, um der jungen Lehrerin neben ihrer Berufsausbildung jene Weite des Verständnisses für alle Lebensfragen des Volkes zu wecken, auf dass sie mit der Zeit zu dem heranwachsen kann, was sie werden sollte, zur Volksbildnerin, die bereit ist, dem Ganzen zu dienen und für das Wohl aller Verantwortungen auf sich zu nehmen.

M. L.-S.

Gasabfälle als neues Heilmittel gegen Keuchhusten

Schon vor einigen Jahren machte man die Entdeckung, dass Gasabfälle positiv auf den Keuchhusten einzuwirken vermögen. Diese Feststellung ist aber für die Wissenschaft heute noch ein Rätsel. Man beobachtete seinerzeit in einem Gaswerk in Deutschland, dass keuchhustenkranke Kinder, die mit den gebrauchten Abfällen der Gasreinigermasse spielten, plötzlich zu husten aufhörten. Lange glaubte man an blosse Zufälle. Mit der Zeit zeigte es sich aber, dass in diesen Abfällen Stoffe vorhanden sein müssen, die durch das Einatmen auf den Keuchhusten einzuwirken vermögen. Man untersuchte die Abfälle der Gasreinigermasse immer wieder, kam aber zu keinem Ergebnis, welches das Rätsel gelöst hätte. Man liess deshalb die Auswertung dieses unbekannten Keuchhustenmittels bleiben.

Die gleichen Beobachtungen werden nun auch in der Schweiz gemacht. Es waren erst nur die Kinder der Angestellten, die im Schuppen des Gaswerkes, der die Gasreinigermasse enthält, spielten. Bei einigen dieser Kinder verschwand der Keuchhusten nach einem kurzen Aufenthalt im Schuppen schlagartig. Auch die Schweizer Aerzte äusserten sich zuerst ablehnend zu dieser Heilung, die nur durch das Inhalieren der Düfte, die die Masse abgibt, erfolgt. Nach und nach überzeugten sie sich aber, dass diese Heilerfolge doch nicht immer nur Zufälle waren. Zwar reagierten die Kinder auf diese Behandlungsmethode sehr verschieden. Das eine Kind empfindet Erleichterung, während bei einem anderen fast keine Besserung festzustellen ist. Doch ist die verschiedenartige Reaktion bis jetzt fast allen Keuchhustenmitteln zu eigen. Selbst bei den Höhenflügen wurden keine besseren Resultate erzielt.

Im Gaswerk Schlieren bei Zürich, wo diese Beobachtungen seit längerer Zeit in aller Stille angestellt wurden, stellte der Betriebsleiter, der sich mit der Sache von der chemischen und technischen Seite her befasst, fest, dass ein Keuchhusten im Anfangsstadium auch nach dem Inhalieren der gebrauchten Gasreinigermasse im Schuppen nur selten behoben werden kann. Erst im fortgeschrittenen Stadium ist eine Heilung möglich, die dann allerdings in vielen Fällen ganz überraschend eintritt. Von weither sind Eltern und Krankenschwestern mit kleinen Patienten gekommen. Oft schon nach einem zweistündigen Aufenthalt im Schuppen fühlten sich diese Kinder von den ermüdenden Anfällen befreit. Es kam vor, dass Kinder nach Hause gingen, ohne auch nur noch ein einzigesmal zu husten.

Chemiker untersuchten die Gasreinigermasse. Sie besteht in ungebrauchtem Zustand aus gemahlenem Rost. Die Masse wird in die Gaskammern verteilt, durch welche das Gas zu Reinigungszwecken sickert, ehe es in die Leitungen zum Gebrauch kommt. Dabei bleiben in der Gasreinigermasse verschiedene Stoffe zurück. Die gebrauchte Gasreinigermasse enthält zum Beispiel gewisse Prozente Schwefel mit Eisen, Zyan, Naphtalin und Salmiak. Einzeln wirken diese Stoffe keineswegs positiv auf den Keuchhusten. Durch einen besonderen, noch

---

nach einer Selbstbestrafung aus. Unsere freundliche, liebe Ahne war ja im Grunde gar nicht so gütig, wie ihr dachtet; sie hatte einen zu guten Leumund. Wir kennen ja alle die Geschichte mit Hans Christoph, Bertha und Jürg. Wer weiss, was die Heilige noch alles auf dem Gewissen hatte. Die würdige alte Dame hatte sicher noch ein langes Sündenregister, und wohl den nahen Tod fühlend, hat sie alles abreagiert. In den Lumpeneimer mit dem Aubusson und schweigen, zur Ehre der Familie!

Kaum ein Jahr darauf fand man beim Umtopfen der Pflanze das Messerchen. Winzige Fäserchen, die sich an der Klinge festklemmten, haben die Meinung des gelehrten Neffen bestätigt.

Britannias Fest

Es sind genau hundert Jahre her, seit Prinz Albert, der Gemahl Königin Viktorias, eine herrliche Ausstellung in einem nie gesehenen Palast aus Glas — diesem Wunder der Architektur, das als Kristallpalast bekannt wurde —, plante. Diese grossartige Ausstellung von 1851 zeugte von den glänzenden Gaben und dem Organisationstalent des Prinzen Albert, gab Kunst und Gewerbe Englands einen beachtlichen Auftrieb und brachte Geld in Mengen ins Land.

Der Kristallpalast brannte 1937 nieder. Ich erinnere mich noch genau daran, ich war damals in England und hörte die Nachricht, dass er in Flammen stehe, eines Augustabends im Radio. Wir konnten die Röte der Feuersbrunst am Himmel von unseren Fenstern aus sehen. Wir alle waren wie vom Schlag getroffen und jedermann wollte wissen, was eigentlich los sei; die Menge staute sich in den Strassen, und um den Weg zum Gebäude, der sonst eine Viertelstunde beanspruchte, zurückzulegen, bedurfte es nun dreier Stunden.

Der Verlust des Kristallpalastes traf die Engländer schmerzlich, war er doch ein Denkmal gewesen nicht nur der Tüchtigkeit ihres Prinzen Albert, sondern der Grösse Britanniens.

Zwölf Jahre nach dem Brand beschloss England, das hundertjährige Jubiläum der grossen Ausstellung von 1851 durch ein das ganze Empire umfassendes Festival zu feiern. Ein riesiger ausgebombter Platz im Herzen Londons, auf dem südlichen Ufer der Themse, wurde als Ausstellungsgelände gewählt. Zwei Gründe sprachen dafür: erstens wirkte die Trümmerstätte inmitten der City wie eine schwärende Wunde aufs Auge und war eine wahre Brutstätte für Seuchen und Infektionen, zweitens aber war die Lage geradezu ideal zu nennen, bot sich doch von hier aus ein prächtiger Blick auf London und seinen königlichen Fluss. Zudem war natürlich die Tatsache allein, dass der Platz eben, nivelliert war, von unschätzbarem Vorteil.

Es lässt sich nicht leugnen, dass auf diesem Gelände wirklich Grossartiges an Konstruktion und Ausführung entstanden ist; der Platz ist nicht mehr zu erkennen. Die Kosten allerdings überstiegen die grosszügigsten Schätzungen um mehr als die Hälfte. Nicht zuletzt dürfte dies dem Absinken der geschäftlichen Moral zuzuschreiben sein, wird doch behauptet, dass eine Zeitlang ganze Lastwagen, beladen mit Ziegeln, Zement und andern Baumaterialien auf das Terrain fuhren, nicht abluden, sondern durch ein anderes Tor die schon bezahlte Fracht wieder wegführten . . .

Das Jahr des Festivals wurde am 1. Mai 1951 durch den König mit einer Rede zur Ausstellung auf dem Südufer eröffnet. Es wird aber ebensogut im ganzen Lande gefeiert durch verschiedene Vorstellungen, Wanderausstellungen, Spiele, Wettkämpfe, Theater und Konzerte. Und hier, ausserhalb Londons, zeigt das Festival eigentlich am reinsten seinen englischen Charakter, denn jede Stadt und jedes Dorf betonen das Traditionelle, das ihnen eignet.

Am bekanntesten ist selbstverständlich die Londoner Ausstellung; sie ist glänzend aufgebaut. Von den sechs grossen Eingängen sind vier direkt durch Eisenbahn oder Bus zu erreichen. Automatische Vorrichtungen erlauben, jederzeit die Zahl der herbeiströmenden und der bereits auf dem Gelände befindlichen Besucher festzustellen, was der Leitung die Kontrolle und Lenkung der Massen in der Ausstellung wesentlich erleichtert; die Besucher sind zahlreich: über sechs Millionen Menschen sind schon als Gäste gezählt worden.

Die Ausstellung besteht aus verschiedenen Abteilungen, die Land und Leute zeigen, Bodenschätze, Meere und Schiffe, die Transportmittel, Schulen, Gesundheitsorganisationen, Sport und vieles anderes. Die meisten dieser Schauen sind hochinteressant, nur wenige unansehnlich und ungeschickt aufgezogen; natürlich hängt der Eindruck weitgehend von den individuellen Interessen der einzelnen Besucher ab.

Ich persönlich fand zum Beispiel die Sektion Heim und Garten enttäuschend, war aber begeistert von der Halle der grossen Entdeckungen, die vollgepfropft war mit allem Wissenswerten über den Fortschritt der Erkenntnisse und die Entwicklung der Wissenschaften. Das Telekino, wo der Besucher mit einer speziellen Brille ausgestattet wird, um die dreidimensionalen Bilder auf der Leinwand zu betrachten, ist eine der volkstümlichsten Attraktionen der Schau und die Besucher stehen zu jeder Vorstellung Schlange davor. Die Royal Festival Hall — nebenbei gesagt das einzige Gebäude, das stehenbleiben wird, alles andere wird wieder abgerissen nach dem Festival — ist besonders erwähnenswert dank seiner wunderbaren Akustik.

Ueber das ganze Gebäude verstreut sind unzählige Cafés, Restaurants und Snackbars zur Erfrischung der Gäste, denn allein ein flüchtiger Rundgang durch die Schau erfordert mindestens zwei bis drei Stunden. Dass überall Behälter für die Abfälle angebracht sind, auf denen steht «Keep Britain tidy» (Haltet England sauber!), ist nur zweckmässig, denn bei dem nie abreissenden Besucherstrom ist die Reinlichkeit ein Problem geworden — die beauftragten Organe tun ihr Bestes, die Ausstellung blitzsauber und präsentabel zu wahren.

Auf dem relativ kleinen zur Verfügung stehenden Raum haben die Organisatoren versucht, das Wissenwerteste aus Englands Kultur, Entwicklung und Volk zu zeigen. Um alles richtig würdigen zu können, ist mehr als nur ein Besuch zu empfehlen. Aber nie darf man vergessen, dass die Londoner Ausstellung nicht das ganze Festival, dass sie nur ein Teil der die britischen Inseln umfassenden Feierlichkeiten bedeutet. Wir alle hoffen, dass das Festival in seinem ganzen Umfang ein voller Erfolg für England sein wird!

A. Shrinagesh

Für den Alltag

Jeder Tag im Leben
weiss etwas Schönes zu geben.
Halt hell deine Augen,
halt hell deine Sinne,
Dass dir das Schöne
nicht entrinne.

Emma Vogel

unerklärten chemischen Vorgang muss aber die Verbindung dieser Stoffe eine heilsame Wirkung erzielen. Es wurde sogar festgestellt, dass die Heilerfolge grösser sind, wenn die gebrauchte Gasreinigermasse noch frisch und mit den verschiedenen Stoffen gesättigt ist. Die Gaskammern werden allerdings nur zwei- bis dreimal im Jahr geleert.

Die einfache Statistik des Gaswerkes Schlieren zeigt, wie sehr die Mütter zu dieser einfachen und kostenlosen Heilmethode, die niemals schaden kann, Vertrauen gefasst haben. Ueber tausend Keuchhustenkinder sind im vergangenen Jahr zum Inhalieren in die Gaswerkschuppen gekommen.

Im Schuppen selbst herrscht ein durchdringender Geruch, der der gebrauchten Gasreinigermasse entströmt. Mit den braunen, blauen und schwarzen Klössen der Masse spielen die Kinder froh und vergnügt. Die Meinung der Medizin ist heute nicht mehr negativ, wenn auch der chemische Vorgang noch immer nicht erklärt ist. Doch wie manche gute Heilmethode wurde schon angewendet, deren wissenschaftliche Erklärung erst nach Jahrzehnten möglich war! A. Z.

Wichtig zum Milchproblem

Haushaltrahm pasteurisieren

So viele Hausfrauen würden gerne den Haushaltrahm zu Beerendessert, Birchermüsli, Tee, Kaffee usw. verwenden. Dass aber viele Bedenken haben, diesen Rahm roh zu geniessen, ist zu verstehen; mussten wir doch schon so viel hören und lesen über die Ansteckungsgefahr beim Genuss von roher Milch und Rahm.

Es ist aber eine ganz einfache Sache und eine kleine Mühe diesen Rahm selber zu pasteurisieren. Dazu braucht es nur ein Thermometer. Wir geben den frischen, ungesäuerten Rahm in ein kochsicheres Gefäss (Milchhafen, Puddingform usw)., stellen dieses ins heisse Wasserbad, erhitzen ihn auf 75 bis 80 Grad und lassen ihn unter öfterem Umrühren 10 Minuten auf dieser Wärme. Nachher wird das Gefäss mit dem Rahm im kalten Wasser abgekühlt, gegen Hautbildung umgerührt und nachher kühl gestellt. Im Winter oder im Kühlschrank hält sich dieser Rahm 10 bis 14 Tage frisch, ohne schlechten Geschmack anzunehmen. -hs.

Nächstenliebe

Wir wissen es alle, dass wir die Liebe zum Mitmenschen mehr pflegen sollten, aber eben ... oft ist dieses sehr schwer. Einmal haben wir gerade Zeit genug für uns selbst und ein anders Mal ist es so eine Sache mit der Vergebung. Es gibt Dinge, über die man einfach nicht hinauskommt. Viele sagen, ich habe ja vergeben, aber vergessen kann ich das und das nicht. Somit steht fest, dass es eben an der Liebe noch mangelt und wer nicht vergessen kann, hat noch nicht ganz vergeben. Doch ist es ein ewiges Gesetz, dass wir tun müssen, was wir wollen, dass man uns tun soll. Wie sehr liegt uns daran, dass man uns gut ist. Also m ü s s e n wir es vorleben, nur so finden wir allein den Weg zueinander. Doch müssen wir nicht warten, dass der andere den Anfang macht, o nein, selbst müssen wir sofort zur Tat schreiten, denn die Zeit schreitet fort und jedes vorbildliche Tun in der Liebe bringt reichen Segen. Versucht es einmal. Es ist vielleicht am Anfang schwer, doch bald werden wir merken, dass sich Brücken finden lassen und auf einmal geht's von selber, das Liebhaben zum Nächsten. Alles muss gelernt sein, darum fangt bei den Kindern früh genug damit an. L. Phenn

Jahresbericht 1950 der Zentralstelle für das Schweizer Ursprungszeichen

Im Zusammenhang mit einer einleitenden Betrachtung über die Wirtschaftslage weist der Jahresbericht der Zentralstelle für das Schweizerische Ursprungszeichen darauf hin, dass die Bestrebungen unserer Volkswirtschaft dahin gerichtet sein müssen, trotz Aufrüstung und trotz den unvermeidlichen Preisaufschlägen der ausländischen Rohmaterialien die eigene Produktion zu erhöhen, um dadurch unseren Lebensstandard zu erhalten. Dabei kommt der Armbrustmarke als Selbsthilfemassnahme besondere Bedeutung zu; es konnte eine Vermehrung ihrer Anwendung festgestellt werden.

An der Mitgliederversammlung in Zürich hielt P. D. Dr. Ulrich, Biel, einen Vortrag über «Die Rationalisierungsmöglichkeiten in der Schweizer Industrie». Der Vorstand musste die Demission von Herrn Dr. Niggli, welcher den Verband der Seidenstoff-Fabrikanten von der Gründung an vertrat, entgegennehmen. Neu wurden gewählt Dr. Peter H. Deuss, Sekretär des Verbandes der Wolltuchfabrikanten, und Dr. G. F. Hiltpold, Sekretär des Verbandes isolierter Leiter, beide in Zürich.

Unter Verwendung der Armbrustmarke entfalteten der Verband Schweizerischer Töpfermeister und Tonwarenfabrikanten, der Verband Schweiz. Baumschulbesitzer und die Gesellschaft Schweiz. Kräuterkäsefabrikanten besondere kollektive Werbefeldzüge durch Inserate in der Presse. Für das laufende Jahr werden bereits ähnliche Aktionen vorbereitet. Mit dem Verband Schweizerwoche steht die Zentralstelle in ständiger guter Zusammenarbeit, was besonders deutlich in Erscheinung tritt, wenn das Schweizerwoche-Plakat zusammen mit der Armbrust ausgestellt wird. Enge Beziehungen bestehen auch mit dem Schweizerischen Detaillistenverband; den örtlichen und regionalen Rabattsparvereinen und allen Mitgliedern des Detaillistenverbandes wurde gratis Werbematerial mit der Armbrust zur Verfügung gestellt, das gute Verwendung fand. Dem Schweizerischen Institut für Hauswirtschaft ist die Zentralstelle als Fördermitglied beigetreten; es konnte festgestellt werden, dass bei ebenbürtiger Qualität und Zweckmässigkeit von gleichartigen in- und ausländischen Erzeugnissen die Schweizer Hausfrau dem einheimischen Produkt den Vorzug gibt, wenn auch der Preis etwas höher ist.

Neben der Propaganda der Zentralstelle an den schweizerischen Messen kommt den Inseraten und den regelmässigen Mitteilungen des Pressedienstes, wie auch der Plakataktion grosse Bedeutung zu. Daneben bestehen für die Mitglieder der Zentralstelle eine Reihe anderer Werbemöglichkeiten mit der Ursprungsmarke. Dass die Armbrust an der Basler Fasnacht durch eine Clique als Wahrzeichen verwendet wurde, zeugt für ihre Volkstümlichkeit. «Mitten in einer von ideologischen und machtpolitischen Gegensätzen verstrickten Welt ist die Armbrustmarke bestrebt, auf dem kleinen Gebiete der Schweiz den Gedanken d.. freiwilligen Zusammenhaltens durch Taten und durch gegenseitige wirtschaftliche Rücksichtnahme zu fördern. Darüber hinaus tritt sie ein für die Wahrheit im Zeichen der Warenherkunft.»

Wir danken allen,

die uns zu Stadt und Land geholfen haben, für unsere M ü t t e r wieder einen Fonds zu äufnen, der so bitter notwendig ist! Die offiziellen Zahlen für die Schweiz sind noch nicht bekannt, aber für die Stadt Bern und den Marken- und Kartenverkauf dürfen wir mit Freuden folgendes berichten: an Marken wurden 140 707 Stück verkauft oder für Franken 37 782.—, an Abzeichen 25 571 Stück oder für Franken 25 571.—.

Dürfen wir nun ausruhen, die Hände in den Schoss legen? mit nichten! Denn bald ist der 22. September da, der

Tag der Frauenwerke 1951.

Ein wenig darf er als eine Fortsetzung der Müttersp ende betrachtet werden, denn in den meisten Kantonen, also auch im K a n t o n B e r n, ist der Ertrag des Tag der Frauenwerke für die Förderung der H a u s p f l e g e bestimmt. Die Sektion Bern des Schweizerisch-Gemeinnützigen Frauenvereins eröffnet bekanntlich am Fischerweg am 1. Otober eine Hauspflegerinnenschule, und wem kommen diese Bestrebungen zu gut, wenn nicht der Mutter? Was hilft es, einen Beitrag zu erhalten für eine Ferienvertretung, wenn dann niemand da ist, der hiefür gegeignet ist? — Zum Verkauf gelangt eine hübsche kleine Blume, die sicher alle Frauen aus Solidarität, alle Männer als Anerkennung für Frauenwerk gerne werden tragen wollen.

Unsere Vereine werden direkt noch alle nötigen Anweisungen erhalten. Heute heisst es schon, sich auf diese schöne Arbeit einrichten, für ihren Zweck werben, wo sich Gelegenheit bietet.

Bücher

Schülernöte, Erkennung und Behandlung. Mit praktischen Beispielen, von M. Tramer. Benno Schwabe, Basel, 1951. 160 Seiten, in Leinen. Fr. 9.80

Nach einer einleitenden einfachen Erklärung verwendeter Begriffe befasst sich Tramer in drei Abschnitten mit den Problemen der Schulreife, des Schulversagens und des Uebertrittes in eine höhere Schulgattung. In sehr einfacher, für jedermann verständlicher Weise hebt er die wichtigsten Faktoren der körperlichen, charakterlichen und geistigen Entwicklung heraus und veranschaulicht ihre Bedeutung an praktischen Beispielen. Die Ausführungen sind zwar nicht in jeder Hinsicht vollständig, aber sie berücksichtigen die Hauptsachen und stellen eben in ihrer Kürze die Erscheinungen so übersichtlich dar, dass jedermann die Notwendigkeit einer sorgfältigen Untersuchung und sachgerechter Behandlung auftauchender Schwierigkeiten einsehen muss.

Besonderes Gewicht bekommt in Tramers Buch die Tatsache, dass Schulreife und Schulleistungen nicht von der Intelligenz allein, sondern von der gesamten persönlichen Verfassung, insbesondere vom Charakter und vom seelisch-leiblichen Gesundheitszustand des Kindes abhängig sind, und dass eben diese beiden letzteren Faktoren weitgehend unter dem Einfluss des familiären Milieus stehen, also, dass hier die Stelle liegt, an der die grösste Lenkbarkeit der Entwicklung zu suchen ist. Leider schenken ja die Eltern oft der Charakterentwicklung und dem Gesundheitszustand ihrer Sprösslinge zu wenig Beachtung und beschwören dadurch in manchen Fällen Schulnöte herauf, wo bei sorgfältiger Erziehung und Pflege keinerlei Schwierigkeiten auftreten würden.

Den grössten Raum nimmt in Tramers Schrift die Darstellung der persönlichen Verfassung, des sogenannten P.-Faktors, ein. Der Verfasser beschreibt in knappen Zügen die wichtigsten, in der persönlichen Anlage begründeten oder durch ungünstige Beeinflussung erworbenen Erscheinungen physischer und psychischer Natur, die zu besondern Schwierigkeiten führen können; alsdann gibt er Anleitung zur Vermeidung möglicher und zur Ueberwindung schon eingetretener Schülernöte. Dem Leser wird klar gemacht, dass Schülernöte nicht der Eigenart der Schule zuzuschreiben sind, also, dass man auf den Gedanken kommen könnte, die Schule müsste geändert werden, damit Schülernöte verschwänden, sondern der Leser sieht ein, dass Schülernöte L e b e n s n ö t e sind, nämlich Nöte, die eklatant werden müssen, wo immer das Kind vor einer Aufgabe steht, der es aus gesundheitlichen, charakterlichen oder geistigen Gründen nicht gewachsen ist, sei es nun innerhalb oder ausserhalb der Schule. Dass die Schule als Bildungsinstitut das Kind andauernd in Bewährungssituationen bringen muss, liegt in der Natur der Sache. Ebenso leuchtet ein, dass Bewähren und Versagen in irgendeiner Hinsicht in der Schule leicht sichtbar werden, da stets eine grössere Anzahl von Kindern gleichzeitig vor dieselbe Aufgabe gestellt ist. Zuhause dagegen wird das Versagen oft nur deshalb nicht erkannt, weil kein Masstab vorhanden ist.

In richtige Beleuchtung ist ferner der Zusammenhang von Wahl des Schultypus und Berufswahl gerückt. Das ist sehr nötig, da viele Eltern den Schultypus weder nach der persönlichen Art und Begabung ihres Kindes, noch nach den für ihr Kind in Frage kommenden Berufen wählen, sondern Prestigegründe entscheiden lassen, womit sie die gesamte körperlich-geistig-charakterliche Entwicklung schwer beeinträchtigen. Die beste Entwicklung ist dann gewährleistet, wenn die Anforderungen von Schule, Berufsausbildung und Beruf der persönlichen Art und Begabung entsprechen. Dass auf dieser Harmonie Leistung und Glück des Menschen beruht, wird durch Tramers sachliche Darstellung sichtbar. Emilie Bosshart

Doris Eicke: Die Magd Nori, Roman (Hans Feuz Verlag, Bern), gebunden, 346 Seiten, Fr. 9.—.

Nori, die Tochter des Grubenmeisters Lienert, kommt in einer Hochwassernacht dem Anschlag eines entlassenen Arbeiters auf das Anwesen des Fabrikherrn auf die Spur. Sie weckt dessen Sohn Ulrich, und gemeinsam vereiteln sie den gefährlichen Plan. Bei dieser Gelegenheit verliebt sich Ulrich in Nori. Da sie aber weiss, dass die Standesunterschiede zu gross sind und an eine ehrliche Absicht nicht zu denken ist, widersteht sie ihm, obschon sie ihn seit ihrer Kindheit heimlich liebt. Während Uli ins Ausland geht, stürzt durch Fahrlässigkeit des Grubenmeisters ein Arbeiter tödlich ab, die Ursache wird vertuscht, und der Fabrikherr gerät in Verdacht, an den Sicherungsmassnahmen gespart zu haben. Jener verkommene Kerl, der damals den Anschlag versucht hat, erfährt die Zusammenhänge und erpresst Nori, die sich schützend vor ihren alten Vater stellt: Unglückliche Umstände zwingen sie, als Magd in das Haus ihres Fabrikherrn einzutreten. So findet sie Ulrich, als er nach dem Tod seines Vaters zurückkehrt, um die verwahrloste Fabrik zu übernehmen. Diese Begegnung ist der Höhepunkt der ganzen Erzählung, die von Doris Eicke mit sicherer Feder durch Konflikte und Schicksale zu einem harmonischen Ende geführt wird. — Ein Buch voll Lebensfülle.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 17. September, ist um 14 Uhr die Sendung «Eine Frau reist allein in Nordafrika» von Colette Aeschbacher angesetzt. — Die Rubrik «Notiers und probiers» vom Donnerstag, 20. September, um 14 Uhr enthält die Beiträge: «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Eine englische Polizistin erzählt. — Ein Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Freitag, 21. September, singen und spielen um 13.25 Uhr beliebte Künstler «für die Frauen». In der «halben Stunde der Frau» um 14 Uhr spricht Dr. Marga Bührig über «die Kunst des Gesprächs». Anschliessend folgt eine «Plauderei mit den Hörerinnen» von Elisabeth Thommen. Um 21.30 Uhr werden zwei Themen «Aus unserer Frauenhalbstunde» herausgegriffen: «Ist jeder seines Glückes Schmied?» (aus einem Zyklus «Von Glück und Unglück» von Dr. Charlotte Spitz) und «Und nun — weshalb sind Sie nicht glücklich?» (eine kleine Umfrage unter Frauen).

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

TEMPO
Die Waschmaschine von besonderer Qualität und Leistungsfähigkeit

Ab Fr. 590.—
+ Wust
in Monatsmiete mit Anrechnung ab Fr. 29.15
mit oder ohne Mange
mit oder ohne Heizung
für Licht- oder Kraftstrom
für Wohnung oder Waschküche
Verlangen Sie eine Gratis-Demonstration bei Ihnen zu Hause
KÜHLSCHRANK KIENERO
Spezialgeschäft für Kühlschränke und Waschmaschinen
Badenerstrasse 119, Zürich 4
beim Bezirksgebäude, Ecke Grüngasse
Telephon 56 66 67
LUZERN - BERN - BASEL

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARKE SEIT 1874 — 50 GRAM — BIEDERMEIER

Wie ein Tag ohne Sonne, denk daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan!
Die Haco-Gesellschaft AG., Gümligen, stellt dieses bewährte Nähr- und Kräftigungsmittel seit über 23 Jahren her. Grosse Büchse 500 g zu Fr. 3.30 überall erhältlich.

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt
über Land
ins Ausland und
nach Übersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BENTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Gedenkt
beim Einkauf Eurer Macht
und Verantwortung:
Bevorzugt Waren mit diesem
Zeichen
LABEL
Das Zeichen recht entlohnter Arbeit
SCHWEIZ. LABEL-ORGANISATION, BASEL

90% aller Einkäufe besorgt die Frau Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame